



Hans Toll

*Die  
Mottenburger*

Eine Familiengeschichte aus Hamburg-Ottensen

HANS TOLL

*Die  
Mottenburger*

*Eine Familiengeschichte aus Hamburg-Ottensen*

# ASARO FIRST-EDITION-REIHE

© 2009  
Asaro Verlag

ISBN-13: 978-3-941930-01-8

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das Recht der mechanischen, elektronischen oder fotografischen Vervielfältigung, der Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen, des Nachdrucks in Zeitungen oder Zeitschriften, des öffentlichen Vortrags, der Verfilmung oder Dramatisierung, der Übertragung durch Rundfunk, Fernsehen oder Video, auch einzelner Text- oder Bildteile.

**Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische  
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ASARO VERLAG SPRAKENSEHL  
Inh. Tanja Schröder

1. Auflage  
Printed 2009 in Germany  
Covergestaltung: Tanja Schröder  
Foto: Hans Toll  
Abgebildet ist die Siemensstraße (heutige Planckstraße) in Hamburg-Ottensen,  
aufgenommen 1932

Internet: [www.asaro-verlag.de](http://www.asaro-verlag.de)  
E-Mail: [mail@asaro-verlag.de](mailto:mail@asaro-verlag.de)

# INHALTSVERZEICHNIS

## 1. Kapitel

### Mottenburgs Siemensstraße

**1932-1934** 9

So waren sie, unsere Mottenburger 17

Auch wir Jungs waren keine Engel damals 42

## 2. Kapitel

### Drei Generationen in der Siemensstraße Nr.10 2.Etage links

**1932-1934** 51

Freundschaft besiegelt 53

Politik – Zoff mit Vater 56

Nachbars Stachelbeeren geklaut 62

Angst vor Einbrechern 64

Seid ruhig, der Schneider kommt! 66

Gemütliche Herbst- und Winterzeit 70

Weihnachtszeit 74

## 3. Kapitel

### Abschied und Neubeginn

**1934-1939** 80

Sonnenschein und nahendes »Unwetter« 84

## 4. Kapitel

### Krieg

**1939-1944** 88

Juli 1943 Bomben auf Hamburg! 89

Pass auf, was über deine Lippen kommt!

## **1941-1943**

Lehrjahre sind keine Herrenjahre	94
Lügen haben kurze Beine	104
Ausgleichende Gerechtigkeit	108

## **1944**

Der Wunsch des Führers	111
------------------------	-----

## **5. Kapitel**

### **Die Zeit danach: Frankreich 1945-1947**

#### **Kriegsgefangenschaft** 115

Lauter Missverständnisse, Paris nix Kaputt!	115
Von wegen, dumme Kuh	118
Madam dachte, ich wollt' was	122
Kommentar des Autors	127

Möge das - mit heute unvergleichliche - Leben damaliger Zeit  
für immer unvergessen bleiben und jüngeren Generationen,  
insbesondere den jetzigen Bewohnern der Planckstraße  
(ehemalige Siemensstraße) in »Mottenburg« ein aufschlussreicher  
Rückblick in die Vergangenheit sein.

# 1

## Mottenburgs Siemensstraße 1932-1934

LESEPROBE

»Wir unterbrechen für einen Augenblick und machen Werbung ...«  
Wer kennt diesen Spruch im Fernsehen nicht und schimpft verärgert: »Gerade jetzt!!! Immer im spannendsten Moment wird unterbrochen.«

Wie unerwünscht sind doch diese unendlich langen Minuten des Wartens, bis es endlich wieder weitergeht.

Auch ich verwünsch(t)e diese Momente. Doch es gab eine Ausnahme: in einer Werbung, in der ein netter Großvater seinem kleinen Enkel, während er diesem eine Geschichte vorliest, ein Bonbon zu-steckt. Da erfasste mich plötzlich Wehmut. Es erinnerte mich an meine Kindheit, als ich so klein war wie dieser Junge, denn genau so einen netten Großvater hatte ich auch. Er war nicht nur mein Großvater und Opa, er war auch mein bester Freund.

»Ja, Opa, ich kann mich noch genau an den Beginn unserer Freundschaft erinnern, als du mich damals, es war in eurer Wohnung, vor ›Schlimmeren‹ bewahrt hast.«

Ich ging noch nicht zur Schule, war so um die fünf Jahre alt. Es war in der Zeit, genauer gesagt, in den zwei Jahren von 1932 bis 34, als wir mit drei Generationen, Vater, Mutter, Erna, - meine etwas jüngere Schwester - und ich, zusammen mit eurem Jüngsten, Heinz, dem jüngeren Bruder von Vater, gerade mal neun Jahre älter als ich, in eurer bescheidenen Dreizimmer-Mietwohnung in der Siemensstraße Nummer 10, heutige Planckstraße, im Industrie- und Arbeiterviertel von Altona-Ottensen, im Volksmund ›Mottenburg‹ genannt, gewohnt haben.

*1932 gehörte Altona und Ottensen noch nicht zu Hamburg. Die Eingliederung zum Großraum Hamburg erfolgte erst im Jahre 1937. Heute, im Jahr 2009 sind beide Stadtteile sehr beliebte Szeneviertel Hamburgs.*

Großeltern hatten uns damals, in jener verheerenden Zeit, in der es in Deutschland aufgrund des wirtschaftlichen Ruins durch die unsäglichen Zahlungen der Reparationskosten an die Siegermächte des Krieges 14/18 über sechs Millionen arbeitslose Menschen gab, bei sich aufgenommen, denn auch Vater gehörte zu jenen Hungerleidern, wie das Heer der Arbeitssuchenden sich selbst betitelte. Und das schon sehr lange.

Er war verzweifelt, denn ohne Arbeit, nur von den fünf Reichsmark Stempelgeld, die er in der Woche für sich und seine Familie bekam, konnten wir uns keine eigene Wohnung leisten. Das Stempelgeld hätte gerade mal für die Miete gereicht.

Da Großvater der Einzige war, der in unserer Familie Geld verdiente - er war im Hamburger Petroleumhafen als Küfermeister beschäftigt - war es für die Großeltern eine verdammt nicht leichte Selbstverständlichkeit, uns unter ihre Fittiche zu nehmen und ihr ›Mottenburger-Domizik‹ mit uns zu teilen.

Man erzählt sich, dass dieses Wohnviertel von der Bevölkerung im Umfeld immer wieder als ›Mottenburg‹ bezeichnet wurde, weil noch vor der Jahrhundertwende in Ottensen viele Menschen an Tuberkulose erkrankt waren. Die Lungen dieser Kranken sahen aus, als wären sie von Motten zerfressen, und deshalb wurden die Bewohner letztendlich als ›Mottenburger‹ abgestempelt.

Es wurde vermutet, dass die Krankheit etwas mit der Zigarrenfabrikation, mit den Tabakblättern aus Übersee zu tun hatte. Denn in diesem Wohnbezirk gab es viele kleine Familienbetriebe, die Zigarren fabrizierten, so wie heutzutage in Kuba noch. Auf den Tischen wird per Hand der Tabak gerollt und zurechtgeschnitten.

Ob der Tabak nun tatsächlich die Ursache dieser heimtückischen Krankheit war, das vermag ich nicht zu behaupten.

Unsere allseits beliebte Siemensstraße war eine relativ kurze Straße. Gemütlichen Schrittes konnte man sie, zwischen der Borselstraße auf

der einen und der Moortwiete auf der anderen Seite gelegen, in nur wenigen Minuten durchqueren. Obwohl inmitten eines Industrieviertels, war sie doch eine Straße mit Flair, wie man heute sagen würde.

Von den Bewohnern deshalb so beliebt, weil man alles, was man zum täglichen Gebrauch benötigte, natürlich, wenn das nötige Kleingeld vorhanden war, mal eben schnell um die Ecke in den vielen kleinen Läden, Tante-Emma-Läden nennt man sie ja heute, besorgen konnte.

Die Siemensstraße war noch vor der Jahrhundertwende, zum Beginn der Epoche des Jugendstils, beidseitig mit fünfstöckigen, dunkelroten Backsteinhäusern erbaut worden.

Alle Häuser mit ihren gediegenen, geschwungenen Dachfassaden und gitterverzierten Balkonen, haben Gott sei Dank, mit Ausnahme geringer Schäden, die zehn Tage und Nächte währenden grausigen Feuerstürme, die Hamburg im letzten Krieg durchlebte, zwar verrußt und verräuchert, jedoch einigermassen unversehrt überstanden.

Die Wohnungen dieser erhaltenen Häuser gehören heute zu den begehrtesten Objekten, denn Ottensen ›Mottenburg‹ ist eines der beliebtesten Szenevierteln Hamburgs geworden.

Das Bizarre dieser Wohnungen aus jener Epoche: Die hohen verschnörkelten Decken der Wohn- und Schlafstuben sind allesamt zur Mitte hin mit wunderschönen, aus Gips geformten Ornamenten verziert.

Erwähnenswert sind auch die großen Wohnküchen dieser Wohnungen, an deren Wänden man zum Teil noch heute die wunderschönen Jugendstilkacheln bewundern kann. Selbst die Wände der Treppenhäuser hatte man halbhoch mit diesen eigenwilligen und heute noch sehr begehrten Porzellankacheln verschönert.

Die Holzstufen dieser Treppenhäuser waren bis hin zum 6. Stock, auf denen sich die Bodenkammern eines jeden Mieters befanden, mit braunem Linoleum, der neuesten Errungenschaft jener Zeit, beklebt worden. Dieser Belag musste allerdings in regelmäßigen Abständen, was den Mietern vorbehalten war, mit Bohnerwachs gepflegt werden. Selbst das liebevoll aus Holz gedrechselte Treppengeländer hatte man nicht vergessen, der Jugendstilzeit anzupassen.

Das wertvollste, das Schmuckstück aller Wohnungen aber, war der schnuckelige Kachelofen in der Ecke eines jeden Wohnzimmers. Teile dieses prächtigen Ofens, es waren die Bedienungsfront, der Sockel sowie seine Krone, bestanden aus geschmiedetem verschnörkelten Gusseisen. Der Hauptteil aber, vom Fußboden bis hin zur Decke, der den Ofen erst als Schmuckstück auszeichnete, das waren die wunderschönen zartgrünen Kacheln. Selbst heute noch - als Imitat - schmücken diese Art von Kacheln noch so manchen Kaminofen.

Eine weitere Besonderheit in den Wohnungen dieser Häuser jener Bauzeit war die technische Ausstattung. Sämtliche Haushalte verfügten über eine automatengesteuerte Gasanlage. Sofern man den Automaten, der im Flur angebracht war, mit Zehnpfennigstücken fütterte, lieferte er für eine relativ lange Zeit - etwa für drei Stunden, das Gas für den Kocher in der Küche sowie für die Beleuchtung eines jeden Zimmers. Ja, obwohl die Glühlampe schon erfunden war, wurde noch in jedem bewohnbaren Raum die Gasbeleuchtung installiert.

Die Rohranschlüsse für die Beleuchtung der Zimmer, die jeweils ein paar Zentimeter aus der Mitte der ornamentverzierten Decken herausragten, wurden mittels Gummischlauch mit den damals modernen, regelbaren Gaslampen verbunden.

Das Gasrohr für den Kocher in der Küche, das nicht wie heutzutage unter Putz, sondern auf der Wand verlegt war, hatte man am Ende mit einem einfachen Abstellhahn versehen. Die Verbindung zum Kocher hin erfolgte ebenfalls über einen ganz normalen aufsteckbaren Gummischlauch.

Die Elektrifizierung aller Wohnungen mit dem damals üblichen Gleichstrom von 110 Volt erfolgte just mit dem Beginn des Booms der heute noch so begehrten wunderschönen, bunten Kristallleuchten, die den Jugendstil jener Epoche besonders symbolisieren.

Obwohl man zu Beginn der Elektrifizierung nur wattschwache durchsichtige Glühbirnen mit einem einfachen Glimmfaden kannte, so hatte sie doch durch die Vielfalt der zu Dutzenden an den Lampen hängenden Glaskristallen ein wunderschönes Licht wiederspiegelt.

In Kleinformat hatten Großeltern auch so ein Schmuckstück in ihrem Wohnzimmer hängen.

In der Küche jedoch, so wie's wohl fast in jedem Haushalt üblich war, hing über dem Küchentisch eine mit Gegengewichten ausgestattete Zuglampe mit Porzellanschirm, ähnlich verziert wie die Kacheln jener Zeit.

Die Wasserversorgung aller Haushalte in den fünfstöckigen Häusern war für damalige Verhältnisse sehr fortschrittlich. In den Küchen hatte man Handsteine installiert, so nannte der Volksmund in Hamburg die emaillierten Waschbecken mit verzierter hochkantiger Rückwand und den dazugehörigen Messinghähnen.

Dieser Handstein war nicht nur die Wasserversorgung für die Küche, sondern diente auch gleichzeitig als Waschbecken. Denn Badezimmer kannte man zu der Zeit noch nicht, jedenfalls in den Miethäusern nicht. Aber Toiletten gab's schon in jeder Wohnung, sogar mit Spülung. Nicht mehr, wie in den noch älteren Häusern in Hamburg, ein ›Plumpsklo‹ im Treppenhaus für zwei Etagen, nein, jede Wohnung hatte jetzt ihre eigene Spültoilette.

Diese Spülung bestand aus einem Holzkasten, der innen mit Zinkblech ausgeschlagen war und an der Wand dicht unter der Decke befestigt war. Bedient wurde der Spülkasten mittels einer Messingkette, an deren Ende ein mit Messing verzierter weißer Porzellanknauf, mit der Aufschrift ›Ziehen‹ hing.

Was das Baden anging, so hatte wohl jeder Haushalt, so wie in unserer Wohnung auch, eine Zinkbadewanne.

In Omas Wohnung - sie hatte diesbezüglich das Sagen - stand dieses Badeutensil von etwa zwei Meter Länge hochkant an der Wand in der großen Küche neben dem Handstein. Diese blecherne Wanne wurde dann, so wie es damals üblich war, immer jeweils samstags inmitten der Küche, in der sich überhaupt alles Leben unserer Familiengemeinschaft abspielte, aufgestellt, und mit Warmwasser, das in einem großen Bottich auf dem mit Kohlenfeuer beheizten Küchenofen zubereitet wurde, gefüllt. Gefüllt war übertrieben, das Wasser, wenn man in der Wanne saß, reichte gerade mal bis zum Po. Es war auch stets eine zeitaufwendige und mühselige Angelegenheit, das Wasser

jedes Mal aufzubereiten. Noch schlimmer war das Schleppen des großen Kessels zur Wanne hin, was nur mit zwei Personen zu bewerkstelligen war.

Im Winter war das Kohlefeuer unseres Küchenofens auch gleichzeitig die Heizung für unsere Küche. Wenn dieser, was nur ganz selten nicht der Fall war, gut versorgt wurde, war's auch immer recht kuschelig warm.

Ich kann mich erinnern, dass die Kohle, mit der unser Ofen beheizt wurde, in einem kleinen weiß gestrichenen Kohlschrank, der neben dem Ofen stand, verwahrt wurde. Oben, zum Reinschütten der Kohle, war er mit einem großen Deckel versehen. Und unten hatte er ein kleines Schaufelloch mit einer kleinen Schiebeklappe davor. Wenn das Schränkchen leer war und Oma den Ofen nicht mehr füttern konnte, musste mal wieder ein Zentner, das war dann meistens Vaters Arbeit, per Buckel vom Kohlenmann ein paar Straßen weiter und den zwei Treppen zur Wohnung herauf, herbeigeschafft werden. Ich habe Vaters Satz zu dieser ›Buckelei‹ noch heute im Ohr: »Was bin ich froh, dass wir nicht im fünften Stock wohnen«.

Mit dem Heizen war man zur damaligen Zeit sehr knauserig, denn Kohle war sehr teuer. Somit war das auch der Grund, warum man nur zur Weihnachtszeit den wunderschönen Kachelofen im Wohnzimmer anheizte. Leider ...

Das Wohnzimmer war zwar das schöne Zimmer, aber im Winter war's kalt und ungemütlich dort drinnen. Da war es in der Küche schon weitaus gemütlicher.

Wenn aber im Sommer die Sonne das Zimmer, mit dem dazugehörigen kleinen Balkon, mit ihren warmen Sonnenstrahlen verwöhnte, dann war dies der Platz, von dem man den schönen Blick nach unten auf unsere Siemensstraße genießen konnte.

Zur Sommerzeit war das Beobachten des Treibens und Geschehens auf der Straße, für die Menschen jener Zeit quasi der Ersatz für das heutige Fernsehen. Irgendetwas war immer los auf der Straße. Noch spätabends, wenn es anfang, schummerig zu werden, konnte man noch Neugierige auf den Balkonen sitzen sehen. Auch aus den Fenstern, die aufgestützten Ellenbogen schön mit Kissen bepolstert, schauten noch Leute heraus, um nichts zu verpassen. Ich sehe sie heute noch, die ›Fernsehzuschauer‹ in den Fenstern, wie sie uns Kinder beim Spie-

len auf der Straße beobachteten, und auch manchmal beschimpften, weil wir zu laut waren, oder sie Angst hatten dass unser Ball, mit dem wir bufften, so nannten die Jungs in Mottenburg das Fußballspielen, ihre Scheiben zerdeppern könnten.

Einmal war's passiert, dass unser Ball auf einem Balkon im ersten Stock landete und dort leider auch verbleiben musste. Die Leutchen behielten einfach den Ball. »Zur Strafe«, wie sie schimpften.

Was das besonders Schöne, das Flair dieser Straße ausmachte, war nicht das bis zum heutigen Tage erhaltene Kopfsteinpflaster, nein, das waren die auf einer Straßenseite in nur wenigen Metern Abstand angepflanzten Rotdornbäumchen.

»Da hatte man sich wirklich etwas Nettes einfallen lassen«, so die einhellige Meinung der Bewohner unserer Straße. Ich glaube sogar, die Siemensstraße war die einzige Straße in der Gegend, oder gar in Hamburg, die mit so einer herrlichen Blütenpracht bedacht worden war.

Die Baumreihe ist auf dem unteren Foto noch gut zu erkennen.



So schön diese Pracht im Sommer auch anzusehen war, so waren sie für uns Kinder, besonders für uns Jungs, wenn wir auf der Straße unseren Fußball spielten, ein im wahrsten Sinne des Wortes ein Dorn im Auge. Denn die spitzen Dornen an den Blüten dieser Bäumchen haben uns so manchen Gummiball zerstoßen und zunichtegemacht.

Also, nicht nur auf die Balkone mussten wir achtgeben, sondern auch die Bäume im Auge behalten.

*Heute, nach fünfundsiebzig Jahren, ziert nur noch ein einziger übrig gebliebener Rotdornbaum des Sommers mit seiner Blütenpracht die Siemensstraße. Einsam und verlassen an der Ecke zur Völkerstraße.*

*Ich habe diesen urwüchsigen, inzwischen sehr knorrigen Baum vor Kurzem noch einmal berührt. Denn er war es, vor dem ich mich, wie auf dem Bild zu sehen, als kleiner Bub für das Foto posieren durfte.*

Unsere Straße hatte noch eine weitere Besonderheit, ein paar wunderschöne - der Jugendstilepoche angepasst, verzierte Gaslaternen aufzuweisen. Diese gusseisernen Schmuckstücke hatte man in regelmäßigen Abständen auf der anderen Straßenseite aufgestellt.

Allerdings waren wir in der Siemensstraße nicht die Einzigen, die solche Gaslaternen, die wir Jungs oft als Kletterpfahl benutzten, vorzuweisen hatten. Auch in anderen Straßen Mottenburgs schenken sie den Bewohnern, wenn es dunkel wurde, ihr schattenhaftes - dadurch manchmal auch gespenstisch aussehendes Gaslicht.

Das Originelle an diesen Laternen war, dass sie stets per Hand gezündet werden mussten. Dazu war extra ein Gasmann, wie er im Volksmund genannt wurde, von den Gaswerken abgestellt worden. Immer abends, wenn es schummerig wurde, ging er mit einer langen Holzstange, an deren Ende ein Eisenhaken befestigt war, von Laterne zu Laterne, um den Hebel, der oben unter der Glaskuppel das Gas freigab, zu betätigen, und somit die Laterne zum Leuchten verhalf.

Um noch mal auf die Bauzeit der Häuser - der Zeit vor der Jahrhundertwende - zurückkommen. Es war damals so üblich, erzählte uns Opa, dass, wenn die Wohnungen der Häuser fertig waren, das heißt, wenn sie einzugsbereit waren, noch keine Mieter einziehen durften. Die Wohnungen mussten erst austrocknen, etwa ein viertel

Jahr dauerte dieser Zustand. Während dieser Zeit, erzählte Opa weiter, hat es etliche Trockenwohner - es waren die Ärmsten der Armen - gegeben, die still und heimlich des Nachts ihre paar Habseligkeiten auf eine Schottsche-Karre, so nannte man die großen zweirädrigen Ziehwagen, luden, und ruck zuck in eine dieser unbewohnten feuchten Wohnungen einzogen.

Es war zwar verboten, aber der Gesetzgeber ließ es geschehen. Nicht aus Mitleid oder Barmherzigkeit, nein, sondern weil er selbst nicht wusste, wo er diese armen Menschen unterbringen sollte.

Kurz bevor das viertel Jahr vergangen war, die Räume trocken und bewohnbar waren, räumten die Feuchtbewohner, die Ärmsten der Armen dann das Feld wieder. Klammheimlich in der Nacht, genau so wie sie gekommen waren, machten sie sich mit ihren Karren auf und davon und bezogen irgendwo anders wieder eine leer stehende Feuchtwohnung.

»Ja, so war das damals mit der Armut der Menschen«, erklärte Großvater.

## **So waren sie, unsere Mottenburger**

Wie gesagt, in unserer Straße hatte man alles, was man zum täglichen Gebrauch benötigte, quasi vor der Tür. Mit nur wenigen Schritten konnte man alle Tante-Emma-Läden ganz bequem erreichen. Sogar eine gemütliche Eckkneipe, als ›Möllers Kneipe‹ bekannt, gab's in unserer Straße, im Eckhaus zur Borselstraße hin, gegenüber der Völkerstraße. Sie war ein beliebter Treffpunkt, besonders beliebt an einem Tag in der Woche, nämlich freitags, den sogenannten Lohntütentagen. Denn dann kehrten viele der Arbeiter aus den umliegenden Fabriken, die ihren Wochenlohn in bar in einer Tüte verpackt vom Arbeitgeber ausgehändigt bekommen hatten, dort ein, um sich ihr ›Lütt un Lütt‹ wie die Hamburger zu ihrem Bierchen mit einem Kornschnaps dazu, sagen, zu genehmigen. Oftmals sehr zum Leidwesen der Ehefrauen, die mit ihren Kindern an der Hand den Vater vor der Kneipe abfingen, um ihn um das Haushaltsgeld für die Woche zu bitten, und es auch immer wieder versuchten, ihn davon abzuhalten, das sauer ver-

diente Geld zu vertrinken. Denn sehr oft kam es vor, dass Männer ihren ganzen Wochenlohn verzechten, oder die Saufschulden der Vorwoche abtragen mussten.

Ich erinnere mich noch genau, - es war an einem Sonntagmorgen - als Opa mich an die Hand nahm und mit mir die ›Möllers Kneipe‹ besuchte, und ich die allererste Brause meines Lebens kosten durfte.

Das einmalig kribbelige Gefühl beim ersten Schluck in meinem Hals werde ich nie vergessen.

Die Brause wurde damals aus ganz kleinbauchigen durchsichtigen Glasflaschen mit Hebelverschlüssen, so wie heute noch bei manchen Bierflaschen, ausgedient. Einmal im Monat trafen sich in Möllers-Kneipe, hinten im Klubraum, alle Mitglieder des allseits beliebten ›Pfeifenklubs‹, dem die Großeltern auch angehörten.

Es waren nur die Männer, die dort in der geselligen Runde ihre Pfeife rauchten. Die Frauen vergnügten sich wohl mehr mit einem Gläschen Likör und dem Austauschen von Neuigkeiten und Tratschereien, nehme ich an ...

Vom Hörensagen weiß ich, dass bei diesen Treffen unter den Pfeifenrauchern auch Turniere ausgetragen wurden. Jedem Raucher wurde das gleiche Quäntchen Tabak zugeteilt, welches er dann auf seine Art ins Pfeifchen stopfen konnte.

Ganz streng auf Kommando und Zeitansage wurde dann angezündet.

Wer seine Piep, wie die Hamburger ihre geliebte Pfeife nannten, am längsten am Qualmen hielt, der war am Ende dann der Gewinner.

Es sollen, wie Großvater erzählte, jedes Mal beachtliche Zeiten dabei herausgekommen sein.

Ja, und gleich neben Möllers Kneipe, in der Siemensstraße Nr. 3, befand sich, zwei Stufen hoch, der Eingang zum kleinen Feinkostladen des Ehepaares Hohmann.

Ich muss schmunzeln, wenn ich daran zurückdenke, wie sich die beiden rundlichen Leutchen hinter dem schmalen Tresen jedes Mal abquälten, wenn sie einander vorbeigehen mussten.

Er, der Ehemann, hatte ein wenig Ähnlichkeit mit dem Schauspieler Ottfried Fischer, war auch so beleibt und so schwerfällig wie er. Und sie, die Frau Hohmann, stand ihm in nichts nach. Nur das ihr

Kugelbauch im Gegensatz zu ihrem Mann, stets mit einer blütenweißen Schürze umhüllt war. Seine Schürze war immer, man konnte kommen, wann man wollte, mit Leberwurst beschmiert.

Aber ich muss sagen, beide Hohmanns waren sehr liebe und freundliche, immer zu einem Schwätzchen aufgelegte Leute. Kinder hatten sie keine, vielleicht wohl deswegen waren sie zu uns Kinder immer besonders nett. Denn, wann immer ich ihren Laden betrat, bekam ich ein Scheibchen Wurst in die Hand gedrückt. Wenn Frau Hohmann mir die Wurst gab, meistens war's Sardellenwurst, dann hatte sie das Scheibchen zu einem Röllchen gedreht. Herr Hohmann dagegen wedelte immer mit der Scheibe Wurst, bevor er sie mir überließ. Er lachte über beide Ohren, wenn ich mich an seiner Sardellenwurst labte. Wusste er doch, dass ich sie besonders gerne mochte.

Eines ist mir noch in Erinnerung geblieben. In ihrem Laden roch es immer so komisch. So nach verschiedenen Sorten Wurst und Käse, die sie aufgereiht hinter einer Glasscheibe auf ihrer Marmorbank liegen hatte.

Das kam wohl auch daher, weil es noch keine vernünftigen Kühltruhen gab. Sie hatten, um die Wurstwaren einigermaßen frisch zu halten, einen Holzschrank, der mit Blech ausgeschlagen war, und mit Eisstücken gefüllt wurde.

Dieses Eis wurde von speziellen Firmen als viereckiger Klotz geliefert, ein Meter lang und im Durchmesser 20 mal 20 Zentimeter. Dann jeweils nach Bedarf zerkleinert. Auch die Gastwirtschaften, um ihre Bierfässer auf Temperatur zu halten, wurden damit beliefert.

Das Eis schmolz natürlich in relativ kurzer Zeit wieder, und musste, sehr zum Segen der Hersteller, stets wieder erneuert werden.

In den Haushalten war es üblich, dass man leicht Verderbliches in Tonkrügen, bedeckt mit einem Holzbrettchen, und beschwert mit einem Ziegelstein, auf den Balkonen abstellte. Das war damals auch Großmutter's Kühlschrank.

Einen kleinen Zigarrenladen gab's auch in unserer Straße, nur zwei Häuser von den Hohmanns entfernt, in Nr.7. Wenn man diesen Laden betrat, musste man sich erst einen Moment an die Dunkelheit gewöhnen, dann erst konnte man das freundliche, von einer wuscheligen schwarzen Lockenpracht umrahmte Gesicht der kleinen zierli-

chen Frau Charnke erkennen. Sie führte den Laden allein, ihr Mann war Seemann.

Sie war eine ganz liebenswerte Person, die stets für jeden Kunden ein nettes Wort parat hatte, auch für denjenigen, der sich nur eine einzige Zigarette für drei Pfennige leisten konnte.

Ja, da staunt man, aber das gab's damals. Für Raucher, die klamm bei Kasse waren, stand auf ihrem Tresen ein Porzellanbecher gefüllt mit losen Zigaretten. Es war die billigste Sorte, die es seiner Zeit gab, die Schwarz-Weiß-Zigarette war's. Es waren nicht wenige Männer, die vorbeikamen, um von diesem Angebot gebrauch zu machen.

Auch in ganz schmalen Dreierpackungen gab es die Schwarz-Weiß-Zigarette zu kaufen. Diese Packung kostete zehn Pfennige. Sonst gab's noch 6er Packungen. Die ›Juno‹ - in weißer und die ›Eckstein‹ in grüner Packung.

Es gab sogar einen ganz besonderen Service in ihrem Laden, von dem die Käufer einer einzelnen Zigarette besonders gerne gebrauch machten: Sie hatte über ihren Verkaufstresen einen strohhalmdünnen roten Gummischlauch hängen, an dessen Ende durch ein Metallröhrchen mit Holzgriff hindurch, eine klitzekleine ewige Flamme flackerte.

Dieser Schlauch war oben an der Decke an eine Gasleitung angeschlossen. Somit konnte jeder Raucher sich seine Zigarette oder auch Zigarre schon im Laden anzünden.

Handwerker aus den naheliegenden Fabriken, der Metall verarbeitenden Firma *FETTE* zum Beispiel, schauten während ihrer Mittagspause gerne mal rein, um ›Eine‹, bei einem netten Plausch, mit ihr, zu ›schmöken‹.

Besonders beliebt war Frau Charnke bei uns Kindern. Denn alles, was es damals für Kinder so an Pfennigartikeln zum Naschen und zum Spielen gab, konnten wir bei ihr bekommen.

Zum Naschen waren es die beliebten Salmis, die kleinen Lakritzsternchen, die wir Kinder gerne auf den Handrücken klebten und dann gemütlich wieder abblutschten. Einen ganz großen Glaskrug voll dieser Salmis hatte sie auf ihrer Theke stehen. Die große Tüte voll gab's für drei Pfennig. Mit der Hand langte sie rein und füllte die

Tüte, die sie vorher aus einem viereckigen Stück Papier selbst gedreht hatte, bis oben hin. Wenn wir mal zwei Pfennig mehr übrig hatten, dann konnten wir auch Silbersalmis, die waren mit Zuckerguss und zusätzlich mit einer Silberfarbe überzogen, dafür bekommen.

Ja, und zum Spielen waren es für uns Jungs zum Beispiel die durchsichtigen Glasmurmeln, die besonders bunten, die es in verschiedenen Größen gab, waren die beliebtesten, aber auch die teuersten. Ich erinnere mich, dass ich mal für zehn Bomber, so nannten wir Jungs die großen Bunten, fünf Pfennige bezahlt habe.

Das Murrelspiel war ein nur mit sehr viel Fingerspitzengefühl zu bewältigendes Spiel.

Man konnte es mit mehreren Jungs zugleich spielen.

Wir buddelten uns auf einer ebenen Sandfläche ein kleines Loch in der Größe einer Kaffeetasse, machten in zwei Meter Abstand einen Strich, von dem aus dann jeder versuchen musste, seine fünf Kugeln nacheinander dort hineinzuveresenken.

Wer nun als Erster alle Kugeln die daneben getrudelt waren, mit seinem gekrümmten Zeigefinger ins Loch hineinbugsierte, war der Gewinner und durfte alle Kugeln behalten. Wohlgererkt, wenn eine Kugel danebging, bekam der Nächste seine Chance.

Wer nun alle seine Klunker verloren hatte, konnte sich bei Frau Charнке für ein paar Pfennige, sofern vorhanden, Nachschub besorgen.

Diese Pfennige aber konnte keiner von uns Jungs mal soeben aus der Tasche holen, auch bei Muttern war da nichts zu machen. Diese Pfennige haben wir uns verdienen müssen.

Ja, die Möglichkeit hatten wir. Und zwar für ältere Leutchen einholen gehen.

In den Fünfetagenhäusern, Fahrstühle gab's damals ja noch nicht, schafften die älteren Herrschaften nämlich die Treppen nicht mehr so recht.

Jeder von uns Jungs hatte so seine Stammkundschaft. So zwei drei Mal am Tag bin auch ich zum Einkaufen gegangen. Jedes Mal mit einem andern Korb über den Arm. Ich weiß noch, jedes dieser Körbchen war mit verschiedenen hübschen bunten Stoffen ausgelegt.

So kamen dann am Ende immer ein paar Pfennige dabei heraus. Im Schnitt waren es zwei bis drei Pfennige pro Einkauf.

Von einer Frau Felies, ganz oben in der fünften Etage, drei Stockwerke über Omas Wohnung, bekam ich immer ein goldfarbiges Fünfpfennigstück in die Hand gedrückt. Das war natürlich ein super Lohn. Ich musste ihr aber auch versprechen, wenn sie mich brauchte, wieder zur Stelle zu sein. Irgendwie hatte sie mich in ihr Herz geschlossen, denn manchmal, wie an den Ostertagen, bedachte sie mich auch mit Süßigkeiten.

Betreffs der Namensfindung in diesen fünfstöckigen Häusern, in denen es auf jeder Etage rechts und links je eine Wohnung gab, waren unten am Eingang des Treppenhauses, auch rechts und links, an dem Mauervorsprung alle Namen der Einwohner der Reihe nach vom 5. Stock bis hinunter zum Parterre verzeichnet. Und zwar mittels Pinsel und Farbe. Da gab's extra Leute, richtig kleine Künstler waren das, die diesen Job als Namensschreiber ausführten. Als Erstes versahen sie den Untergrund mit einer schwarzen schnell trocknenden glänzenden Farbe, worauf sie dann fein säuberlich und gekonnt mit weißer Lackfarbe die Namen in etwa ein Zentimeter Größe in Druckschrift oder auf Wunsch auch in Schreibschrift zauberten. Da gab es keine Vorschrift.

So alle viertel Jahr ging der Schriftmaler von Tür zu Tür und korrigierte dann jeweils die Namen, wenn jemand anders eingezogen war, oder was auch vorkam, erneuerte er die Schrift, wenn die Farbe abgeblättert war.

Wie oft habe ich ihn dabei zugeschaut und bewundert.

Ja, heute staunt man darüber, aber damals, als man noch nicht von unten klingeln konnte, und der Postbote unten noch keine Briefkästen vorfand, musste er jeden Brief und auch Telegramme, oder am Monatsanfang sogar die Rente auf Heller und Pfennig, treppauf treppab den jeweiligen Empfängern an der Wohnungstür aushändigen. Die Briefpost allerdings konnte er durch einen Schlitz in der Wohnungstür direkt in die Wohnung hineinbefördern.

Man mag es mir vielleicht nicht glauben, aber von diesen, meinen verdienten Einholpfennigen habe ich sogar noch was gespart. Opa hatte mir nämlich das Sparen mit ein paar überzeugenden Worten, »Spare in der Zeit, dann hast du in der Not«, wobei er mir eine niedliche, bunt bemalte Spardose in die Hand drückte, schmackhaft ge-

macht. Und diese Worte waren es dann letztendlich, die mich veranlassten, die Spardose eines Tages zu knacken.

Weil ich schon als kleiner Dreikäsehoch mitbekommen hatte, dass es unsere Familie wegen Vaters Arbeitslosigkeit nicht besonders gut ging, wir ja auch deshalb bei den Großeltern untergekommen waren, kam mir eines Tages in den Sinn, Oma und Mama mal eine Freude zu bereiten. Ich schüttelte aus meiner Spardose klammheimlich ein paar Münzen heraus und ging damit gleich nebenan zu Bäcker Baasch und kaufte vier Stückchen Kuchen für fünf Pfennige das Stück.

Kuchen gab's höchstens mal zu besonderen Anlässen bei uns, selbst gebackenen von Oma, und das war meistens Puffer. Kuchen, zu dem man unheimlich viel trinken musste ...

Freudestrahlend bin ich dann hoch zu Oma, Mama und meiner kleinen Schwester und habe ihnen die Tüte überreicht.

Es war nicht das anschließende gemütliche Kaffeetrinken, was mich diese Story nicht vergessen ließ, sondern die Tränen von Oma und Müttern, als sie die Tüte öffneten ...

# Die Mottenburger

Der Autor, geboren in Hamburg Ottensen, im Volksmund auch »Mottenburg« genannt, erzählt in seiner Geschichte Besinnliches und Amüsantes aus Hamburgs alter Zeit von 1932 bis 1939.

Als hätte er alles erst gestern erlebt, so treffend und einfühlsam erinnert sich Hans Toll an das Leben, an die Charaktere der damaligen »Mottenburger« in ihrem Arbeiterviertel Ottensen.

Besonders eindrucksvoll schildert er seine Kindheit, die geprägt war von Armut und Entbehrungen, liebevoll eingewoben in (s)eine - den typischen Alltag widerspiegelnde - Familiengeschichte. Dennoch zählt er diese zu den schönsten Erinnerungen seines Lebens. Daran änderten auch die »Braunen«, die »Nazis« nichts, die auch in »seinem Viertel« die Macht übernahmen.

Mit Schrecken erinnert er sich an 1939, den Ausbruch des Krieges. Den Beginn seiner harten Lehrjahre als Elektriker. Die Einberufung zum Militär. Er schreibt über diese Jahre aus seiner Sicht, bis hin in die Zeit nach Kriegsende.

Auch soll dieses Buch als Mahnung an die junge Generation verstanden werden, nicht blindlings noch so raffiniert verbohrten populistischen Rednern »auf den Leim« zu gehen, den Abbau unserer Demokratie zu huldigen.

 ASARO VERLAG  
First edition

ISBN-13: 978-3-941930-01-8



[www.asaro-verlag.de](http://www.asaro-verlag.de)

€ 12,90